

Die Felle Welt

Nr. 10

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Sie sollten sich jetzt nicht mit solchen Gedanken beschäftigen." — „Doch. Gerade jetzt." Frau Selmer blickte ihn lauernd von der Seite an: „Ich werd nicht wieder, Herr Doktor!"

„Unsinn. Natürlich werden Sie wieder, wenn —." Er stockte und dachte an Pflege und Luftveränderung.

„Wenn —?" Sie beobachtete ihn scharf.

Er bewegte sich unruhig auf einem Stuhl: „Wenn Sie nur vernünftig sein wollen."

Sie lachte leise. Und nach einer Pause sagte sie: „Haben Sie meine Küche gesehen?"

Er fand keinen Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen und antwortete verwundert: „Ja, ich müßte doch durch." Er fuhr, um sie abzulenken, schnell fort: „Es fiel mir auf, wie ordentlich und sauber alles gehalten ist. Das Geschirr in so exakten Reihen wie aufmarschierte Soldaten. Auch die Stube so proper. Und hier, die Kammer ebenfalls. Daß Sie dazu Zeit und Kraft finden. Wie machen Sie das nur, Frau Selmer?"

„Die Lene macht das alles."

„Ihre Nette?"

„Ja. Ich lieg ja meist, wenn ich zu Hause bin. Aber sie — die müßte gar nichts anderes tun, als im Haus schaffen. Das würde mal 'ne tüchtige Hausfrau."

„Wahrscheinlich."

„Nächste Ostern kommt sie aus der Schule. Da muß sie auch in die Fabrik."

„Muß — warum? Geben Sie sie in irgendeinen hauswirtschaftlichen Dienst."

„Sie muß doch mitverdienen, wenn ich nicht mehr so kann."

„Schade." Er ließ seinen Blick auf den Hof gehen. Lene stand wie eine Schildwache

vor dem Kammerfenster, mit sorgenden Augen das Spiel der Kleinen überwachend. Volten beobachtete sie und sagte nachdenklich: „Sie ist recht groß für ihr Alter und —." Er stockte.

„So mager wie ich." Frau Selmer sah ihn forschend an. „Das wollten Sie sagen."

„Etwas Ähnliches." Ihm fiel, da sich die Silhouette des Mädchens scharf am Fenster abzeichnete, ihre geneigte Haltung und der schmal-

brüstige Oberkörper auf. „Vielleicht läßt sich das mit der Kleinen doch noch anders arrangieren. Wir sprechen noch darüber, wenn es an der Zeit ist. Jedenfalls: in die Fabrik — nein."

Frau Selmers Augen hatten sich unnatürlich geweitet. Volten erschraf vor ihrem Blick. Sie nickte kaum merklich: „Ja. Ich hab's mir schon gedacht, daß sie da auch etwas weg hat." Sie deutete auf ihre Brust.

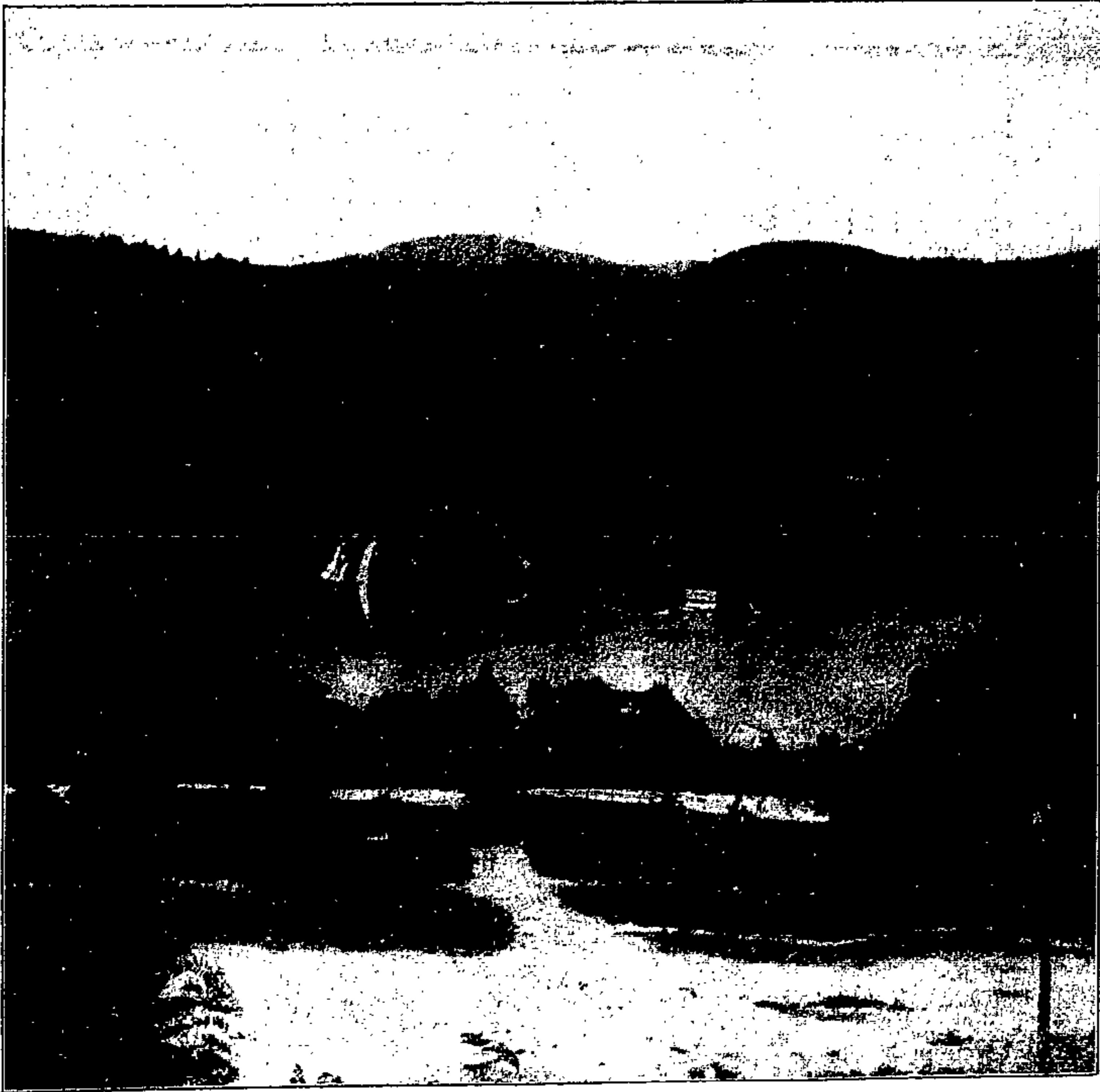
„Aber, Frau Selmer, um Gottes willen, wie kommen Sie darauf!" — „Hab ich recht oder nicht, Herr Doktor?"

„Nein, keinesfalls haben Sie recht! Sie legen meinen Worten einen viel zu schweren Sinn unter. Ich meine nur: ein kluger Mensch beugt vor, nicht wahr?"

„Sie ist mir so ähnlich. Und hustet auch mitunter."

„Kinder husten leicht mal."

Aber Frau Selmer schüttelte den Kopf und sah wieder



Die Wasser von Plitvice.

ungläubig zur Decke. Kolten bemerkte, wie ihre innere Unruhe wuchs und zwang sie, einige Tropfen einzunehmen.

Dann lag sie wieder ganz geduldig da. Und sagte nach einer Pause mit weicher, zitternder Stimme: „Ich muß ja immerzu an die Kinder denken, Herr Doktor. Hat es wirklich einen Zweck, sie aufzuziehen? Bloß, daß sie überall herumgestoßen werden, wenn ich hinüber bin und sich quälen und quälen — wie ich? . . . Ja, ja,“ setzte sie heftig hinzu, „mit mir dauert's nicht mehr lange, ich weiß es ganz bestimmt und — und —“, sie schluchzte, „die Kinder . . . die Kinder . . .“

Kolten saß gepeinigt und erschüttert neben dem Bett. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie: „Nun beruhigen Sie sich mal, Frau Helmer, ja? Es ist kein Auskommen mit Ihnen. Wir kommen doch nicht weiter, wenn Sie sich fortgesetzt aufregen. Morgen sieht sich alles anders an.“

„Nee, nee, Herr Doktor. Morgen ist es auch nicht anders. Und übermorgen nicht. Und überhaupt . . . nee, nee.“

„Schlafen Sie sich nur tüchtig aus, dann — man denkt dann wirklich anders.“

„Ich kann ja nicht schlafen. Und möchte so gerne. So recht ausruhen möchte ich. Von nichts was wissen. Keine Schmerzen haben und keine Gedanken.“ Sie lag einen Augenblick schweigend da und fuhr dann fort: „Die Gedanken sind das schlimmste — verstehen Sie das, Herr Doktor?“

„Sehr, sehr gut, Frau Helmer. Leider.“

„Warum leider?“ Sie sah ihn forschend an. „Aber ja — Sie denken wohl auch viel, das Ihnen keinen Spaß macht. Und fühlen mit uns. Jeder sagt es. Jeder kommt Ihnen mit seinen Schmerzen. Und Sie hören es sich geduldig an und möchten helfen und können nicht.“ Sie ergriff seine Hand und drückte sie.

„Sie sind viel zu gut, Herr Doktor. Die Guten haben zu leiden, steht in der Schrift, glaub' ich, und das ist wahr. Ja, das ist sehr wahr. Ich hätte die Kraft nicht. In Ihrer Stelle. Nee, nee,“ sie richtete sich halb auf, „wenn ich könnte, ich ließe und ließe — weit, weit weg von hier. Das sollten Sie auch tun, Herr Doktor.“

Er lächelte gerührt und sagte: „Nein, nein, das würden Sie ja auch nicht tun: Ihre Kranken im Stich lassen.“

„Ja, ja.“ Sie nickte bedeutungsvoll. „Ich tät's.“

Er stand auf. „Na. Auf morgen, Frau Helmer.“

Sie hielt seine Hand einen Augenblick fest: „Morgen . . . Ja, vielleicht ist es morgen doch anders mit mir, Herr Doktor.“ Es bligte seltsam in ihren Augen auf. „Ganz, ganz anders. Und ich hab' Ruhe und keine Schmerzen mehr. Gar keine.“

„Wir wollen es hoffen. Gute Nacht.“

„Gutnacht, Herr Doktor. Und vielen, vielen Dank. Für alles!“

Er ging. Auf dem Hofe rief er Lene heran und gab ihr einige Anweisungen für die Nacht. Ihre großen Augen sahen aufmerksam zu ihm empor, und sie versprach, alles genau zu befolgen. Sie knixte, als er sich verabschiedete und nahm ihre Stellung vor dem Kammerfenster wieder ein.

Aus einer Wohnung der oberen Etagen schallte die grobe, schnarrende Musik eines Phonographen. Die Kleinen tanzten in einer Ecke des Hofes dazu. Kolten hörte ihr Lachen und das eifrige Scharren der kleinen Füße noch, als er auf die Straße trat. Wie er dann seiner Wohnung zuradete, tauchten die letzten Worte der Frau Helmer in seiner Erinnerung auf. Er meinte, es sei ein seltsamer Unterton in ihnen gewesen. Etwas Unausgesprochenes, das nichts Gutes bedeutete. Er bemühte sich, Klarheit darüber zu gewinnen und rief sich alles, das sie miteinander gesprochen, ins Gedächtnis zurück.

Aber dann war er schon zu Hause, und hier wartete die Mutter auf ihn — einmal mit dem Abendessen und dann mit einer langen Rede, die sie sich während seiner Abwesenheit zurechtgelegt. In eindringlichster Weise suchte sie ihm klarzumachen, was er selbst sich schon zuweilen gesagt: daß eine gedrückte Stimmung ein schlechter Ratgeber sei und ein gefährlicher Führer im Leben. Daß man die Leiden anderer mitempfinden könne, ohne sich durch eine falsche Sentimentalität lähmen zu lassen. Sein Beruf sei schwer, aber er solle doch auch die Lichtseiten nicht unterschätzen, vielmehr aus dem Erfreulichen die Kraft zu froher Tätigkeit herleiten. Der heitere Mensch bewältige spielend Dinge, vor denen der Pessimist kraftlos erlahme. „Geiterkeit und Selbstvertrauen tun Dir not, mein Junge. Du hast sie doch einmal gehabt. Ja, sie gehören eigentlich zu Deinem Wesen. Ich denke mir, sie sind nur verschüttet worden von den bösen Erfahrungen der letzten Jahre. Du hast Dich unterkriegen lassen, Emil, glaube es mir. Ja, dies Gefühl sollte Dir gegen den Strich gehen. Grabe die Fröhlichkeit wieder aus, lieber Sohn! Vertraue Deiner Kraft! Und Du sollst mal sehen: alles kommt wieder in das richtige Geleise. Wenn ich auch die schweren Fragen, die Dich bewegen, nicht entscheiden kann, eines weiß ich bestimmt: wenn sie zu lösen sind, braucht man helle Augen dazu. Kopfhänger und Hypochonder gewinnen keine Schlachten.“

Er hörte geduldig zu und versprach, sich um die Zufriedenheit der Mutter bemühen zu wollen. Dann überstiel ihn eine schwere Müdigkeit, und er suchte sein Schlafzimmer auf. Als die Mutter eine halbe Stunde später für einen Augenblick bei ihm eintrat, sah sie, daß er in einem ruhigen, festen Schlummer lag. Auf den Zehenspitzen schlich sie wieder hinaus. —

Als Kolten erwachte, tönten ihm sofort von neuem die Abschiedsworte der Frau Helmer im Ohr. Ohne daß er an seine Patientin gedacht hatte, wachten sie in ihm auf und bemerhtigten ihn. Er geriet wieder ins Grübeln, bis es ihm zu Bewußtsein kam, daß es ein unseliger und höchst unfruchtbarer Gang sei, sich mit allerlei Möglichkeiten zu beschäftigen, die man nicht beeinflussen konnte. Er nahm sich vor, diese Neigung mit aller Energie zu bekämpfen und das fruchtlose Grübeln durch planvolles Wollen und Tun zu ersetzen. Jrgendwo mußte man den Hebel ansetzen können, um der Sisyphusarbeit ihren beklemmenden Charakter zu nehmen. Jrgendwo mußte sich ein Ausweg auftun. Es mochte schwer sein, ihn zu finden; es mochte mit Enttäuschungen und allerlei Pein verbunden sein, nach ihm zu suchen, — aber indem er die Ursache seiner trüben Unzufriedenheit scharf ins Auge faßte, schien es ihm, als sei er schon einen Schritt vorwärts gekommen, als lichte sich der dunkle, drückende Himmel über dem Labyrinth schon um eine schwache Nuance. . . .

Nach der Sprechstunde fuhr Dr. Kolten zur Helmerschen Wohnung. Er fand die Eingangstür verschlossen. Auf sein Klopfen meldete sich niemand. Er versuchte, durch die Scheiben ins Innere zu blicken, aber die Gardinen hindereten es. Während er sich noch bemühte, trat eine andere Bewohnerin des Hauses auf den Hof und sagte: „Die Helmer ist nicht da, Herr Doktor. Die ist ganz früh, noch bei halber Nacht, fortgegangen.“

„Mit den Kindern?“

„Ja, alle im besten Staat, als ob Pfingsten wär'. 'ne kleine Meise wollte sie machen, hat sie gesagt.“

„Wohin?“

„Ja.“ Die Frau lächelte rätselhaft und wiegte leicht den Kopf: „Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll, Herr Doktor: „Ins Land der Gesundheit,“ hat sie gesagt.“

„Ins Land der —?“ Kolten blickte fragend.

„Ja.“ Die Frau zuckte die Achseln. „Genau so war's. Was es bedeuten soll, weiß ich auch nicht. Aber vielleicht hat sie gemeint: aus dem Gistloch heraus — hier aus dem Ort, wo es keine Nase voll frischer Luft gibt. Das Land der Gesundheit ist überall — glaub ich, Herr Doktor —, wo keine Apothekermwaren und so'n Zeug gemacht werden.“

„War sie unruhig oder — verzweifelt?“

„Aber nein — ich hab' ja natürlich auch schon an so was gedacht — ganz freundlich und ruhig war sie und beinahe lustig. Bloß ihre Augen — ja, die —, nee, die sahen mir doch zu merkwürdig aus.“

„Wie denn?“

„Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, Herr Doktor. Aber sie tunkte ja wohl akkurat so vor sich hin, so ganz, ganz weit weg, als ob sie das Land, wo sie hinwollte, sehen könnte.“

Kolten antwortete nicht gleich, sah vor sich hin.

„Setz fuchen Sie genau so, Herr Doktor.“ Er gab sich einen Ruck und sagte: „Vielleicht ist sie trotzdem verreis. Aber wenn sie bis morgen nicht zurück ist, sollte es doch der Polizei gemeldet werden.“

„Ja, das wollen wir gern tun, Herr Doktor.“

Er nickte und ging. —

Zwei Tage später wurden die Opfer der Explosion in der chemischen Fabrik begraben. Der Weg zum Friedhof führte an Kolten's Wohnung vorbei.

Frau Kolten war auf den Friedhof gegangen, um die Leichenrede zu hören und so etwas für ihrer Seele Gleichgewicht solchen Umständen gegenüber zu profitieren.

Den Arzt lockte das Musikkorps, das dem Zuge vorausschritt und tröstliche Choräle blies aus Fenster.

Es war ein langer, schwarzer Trauerzug der sich langsam die Straße heraufwand und wie eine große, dunkle Schnecke vorüberzog. Den drei Leichenwagen folgten die Kutichen mit den Hinterbliebenen und dem Pastor. Die Direktion der Fabrik hatte einen eigenen Wagen entsandt. In dieser Equipage saß der technische Direktor, Herr Heberlein. Den Wagen schloß sich in langen Fußgängerreihen zunächst die Abteilung an, in der die Verunglückten beschäftigt gewesen waren, ihr folgten die schichtfreien Arbeiter aus den anderen Abteilungen. Kränze mit weißen, schwarzen und roten Schleifen wurden im Zuge getragen und glänzten und leuchteten nebst der blinkenden Goldschrift in der matten Oktobersonne, die um die florumhüllten Fahnen spielte.

Viele Blicke richteten sich auf Kolten's Haus, und er sah manches bekannte Gesicht, dem er hätte sagen können, daß es in nicht allzuferner Zeit denselben Weg zu Wagen zurücklegen werde. Einige humpelten schwerfällig an Stöcken und Krücken vorbei, und fast alle hielten den Nacken gebeugt, als schleppten sie irgendeine unsichtbare Last mit sich. Sie tranerten wohl um die verunglückten Kameraden, die jäh aus dem Leben gerissen worden waren; vor ihrem Auge zeigte sich heute deutlicher als sonst das drohende Schicksal, dem sie — wer konnte wissen, wie bald? — möglicherweise selbst verfielen, und so mochte in ihnen wohl ein dunkles Grauen vor dem plötzlichen Tode lebendig sein. Aber Kolten, der hier am Fenster stand und nachdenklich auf die gebeugten Nacken hinunter sah, meinte, daß der schlechte Tod ein ungleich ärgerer Feind sei, der viel zahlreichere Opfer forderte, nachdem er sie vorher tüchtig gequält. Denn der schlechende Tod untergrub langsam die Kraft, lähmte den Willen und schnitt den meisten den Weg zur Flucht ab. Manche freilich gewahrten rechtzeitig die stille

Tätigkeit dieses gefährlichen Feindes und entrannen der Gefahr, ehe er ganz Macht über sie gewann. Sie achteten der schweren Sorgen und Mühe nicht, die überall auf sie lauerten. Krankheit, Hunger, Elend und Tod waren an allen Orten zu Haus, aber es war schon besser, ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten, als sich heimlich und wehrlos von ihnen überfallen zu lassen. Wo die Gefahren stets sichtbar, greifbar vor einem standen, konnte man ihnen eher ausweichen oder zu Leibe gehen als hier, wo der Feind sich sogar aufs innigste mit der Luft verband, die man atmete und wo jedes Heben der Brust fast gleichbedeutend war mit einem Sinken der Kraft. Wer sich da nicht durch rechtzeitige Flucht rettete, dem wurde das Leben zu einem monotonen Trauerzug und das Grab zum einzigen Orte der Erlösung. (Fort. 1041.)



Die Wasserwunder von Plitvica.

Von Ludwig Lassen.

Von Starokstadt, der kroatischen Freistadt, die in jenem Flußgewirr liegt, das Krupa, Korana, Mraznica und Dobra miteinander bilden, geht die Straße hinauf in das Bergland der Lika. Die nahezu hundert Kilometer weite Entfernung, die die Strecke Starokstadt-Plitvica mißt, mußte früher in drei Tagesmärschen oder in fünfzehnstündiger Wagenfahrt zurückgelegt werden. Heute gebraucht das Postautomobil kaum vier Stunden für den Weg, der zuerst durch reich angebautes Ackerland, später durch eine wildzerklüftete Gebirgsgegend führt.

Die Straße folgt im wesentlichen dem Bett des Koranastromes. In Slunji, wo sich die Slunjeica in dreizehn schäumenden Kaskaden in die Korana hinabstürzt, wird eine kurze Rast gemacht, die gerade dazu hinreicht, eine alte Burgruine, die aus der Franzosenzeit stammen soll, flüchtig in Augenschein zu nehmen. Dann geht es in rasender Fahrt weiter. Die Steigung wird steiler und steiler. Auf schmalem Felsenpfade jagen wir den Flußlauf der bald tief unten schäumenden Korana entlang. Der Charakter der Landschaft tritt ständig intensiver in den Vordergrund. Die dunklen Striche der Wälder verlieren sich immer mehr in der Ferne. Die Hüftenansammlungen am Wege, an denen das ratternde und mächtige Staubwolken aufwirbelnde Gefährt vorüberfliegt, sind kaum noch Dörfer zu nennen. Desto höher türmen sich dafür die Berge, die ständig neu und wachsend im Hintergrunde aufsteigen.

Die sagenreiche Lika, jenes Stück kroatischen Landes, das zwischen Bosnien, Dalmatien und der Adria eingekesselt ist, war vor der Okkupation Bosniens Jahrhunderte hindurch der Boden blutiger Kämpfe, die die Grenzstämme miteinander ausfochten. Denn in der bosnischen Kraina saßen fanatische Mohammedaner, die eine gute Klinge schlugen und als die unützigsten und waghalsigsten aller südslavischen Bergvölker bezeichnet wurden. Stolz erzählten die Einwohner, daß jeder Bergpfad mehr denn einmal Menschenblut getrunken habe, und die Geländelieder, die die Guskaren mit dem klagenden Gezirp ihres Instrumentes begleiten, berichten von unglaublicher Kühnheit und Unerfrockenheit auf beiden Seiten der rauhen Grenzberge. Heute ist Lika-Krbava ein Monikat des kroatischen Landes. Seine Fruchtbarkeit und die Zahl seiner Bewohner sind nur gering. Ein paar Schlundflüsse — Lika, Krbava, Zadava, Gacka — bewässern den grauroten Karstboden, den die Höhenzüge des Kapellageberges, der Bljesevica und des Bečbit durchstreichen. Die Leute dieses Landes sind Serbokroaten. Als Viehzüchter und Holzfäller verdienen sie sich ihren Lebensunterhalt. Es sind stille, versonnene

Menschen. Werden sie aber, nachdem sie die erste Scheu überwunden, vertrauter mit dem Fremden, den sie als Deutschen erkannt haben, dann schimpfen sie auf die Magyaren, die sie angeblich in jeder Weise unterdrücken, sowohl als Angehörige eines selbständigen Staates, wie auch als Volksstamm.

Durch dieses zerklüftete und ehemals von friedlichen Reisenden nicht mit Unrecht gesüchtete Land geht der Weg, der zu den Wasserwundern von Plitvica führt.

Durch eine Steinwüste, die hier und da grüne Baumoasen trägt, rollt unser Gefährt. Die Telegraphenstangen, die bald die Hänge hinaufklettern, bald zur Straße hinuntersteigen, huschen vorüber. Zur linken, hart am Wegesrande, bleibt die schauerliche Felskluft, in deren Tiefe die Korana braust. Aber immer noch geht es aufwärts. Unsere Maschine rast und rattert, ihr Motor pufft. Je höher wir die Hochebene hinaufklettern, desto mildere Formen nimmt die granrote Karstwüste an. Das Brausen der Korana wird nun immer lauter und vernehmlicher. Sie hat ihr Bett aus der Tiefe der Schlucht entporgelassen und rollt jetzt ihre hüpfenden Wellen dicht neben uns — freilich noch immer in recht beträchtlicher Tiefe — über die grauen Flächen mächtiger Kalkquadern hin.

Von einer wunderbaren Farbe ist das Wasser dieses Bergflusses geworden. Malachitgrün leuchtet es uns entgegen, wo die Strömung treibt; wo aber in kleinen Buchten eine Stagnation eintritt, da schimmert ein metallisches Stahlblau auf, das von dem grauen Ernst der umgebenden Steinwände wirksam gerahmt wird. Und zu dem Grau und Grün und Blau kommen die weißen Farbentöne, mit denen der Wicht jeden Stein umkränzt. Der kalkige Untergrund sorgt für zahlreiche Zwischentöne: er hellt die dunkleren Farben auf und gibt dem Wasser eine rauchmilchige Grundierung. Das grelle Sonnenlicht überflutet das Ganze mit einem schwebeligen Glanz, verleiht jeder Farbennuance einen metallischen Schimmer und läßt den überall aufspritzenden Wasserstaub in allen Farben des Regenbogens funkeln. So liegt eine Farbenharmonie obgleich über diesem tosenden Wildbach, der breit und mässig sein Pluten aus Quellen schöpft, die dunkelbewaldete Felswände noch immer uns geheimnisvoll verborgen halten.

Aber es geht weiter in die Welt dieser geheimnisvollen Felswände hinein. In wunderlichen Windungen, die unausgesetzt steigen, hält sich der Weg an der Korana. Dann taucht mit einem Male ein hellgrünes Blinken durch die dunklen Stämme des Waldes zur Rechten auf. Die Bäume lichten sich. Die smaragdgrüne Fläche eines Sees liegt vor uns von so intensiver Farbe, daß sich das Auge erst daran gewöhnen muß. Dann rollt das Gefährt über eine Holzbrücke. Ein paar kroatische Brückenwärter in bunten, malerischen Trachten winken lachend und rufen uns etwas zu. Eine Strecke geht es den See entlang. Ohne Steigung. Die Höhenzüge bleiben zur Linken. Mit jeder Rad-drehung, die es vorwärts geht, wird der Blick freier. Bald blinkt hinter dem ersten See ein zweiter und hinter dem zweiten ein dritter auf. Die Wunderwelt der Plitvicer Seen ist erreicht. Der Motorpostwagen hält: wir befinden uns direkt vor dem gastlichen Hause, das uns einige Tage hindurch beherbergen soll.

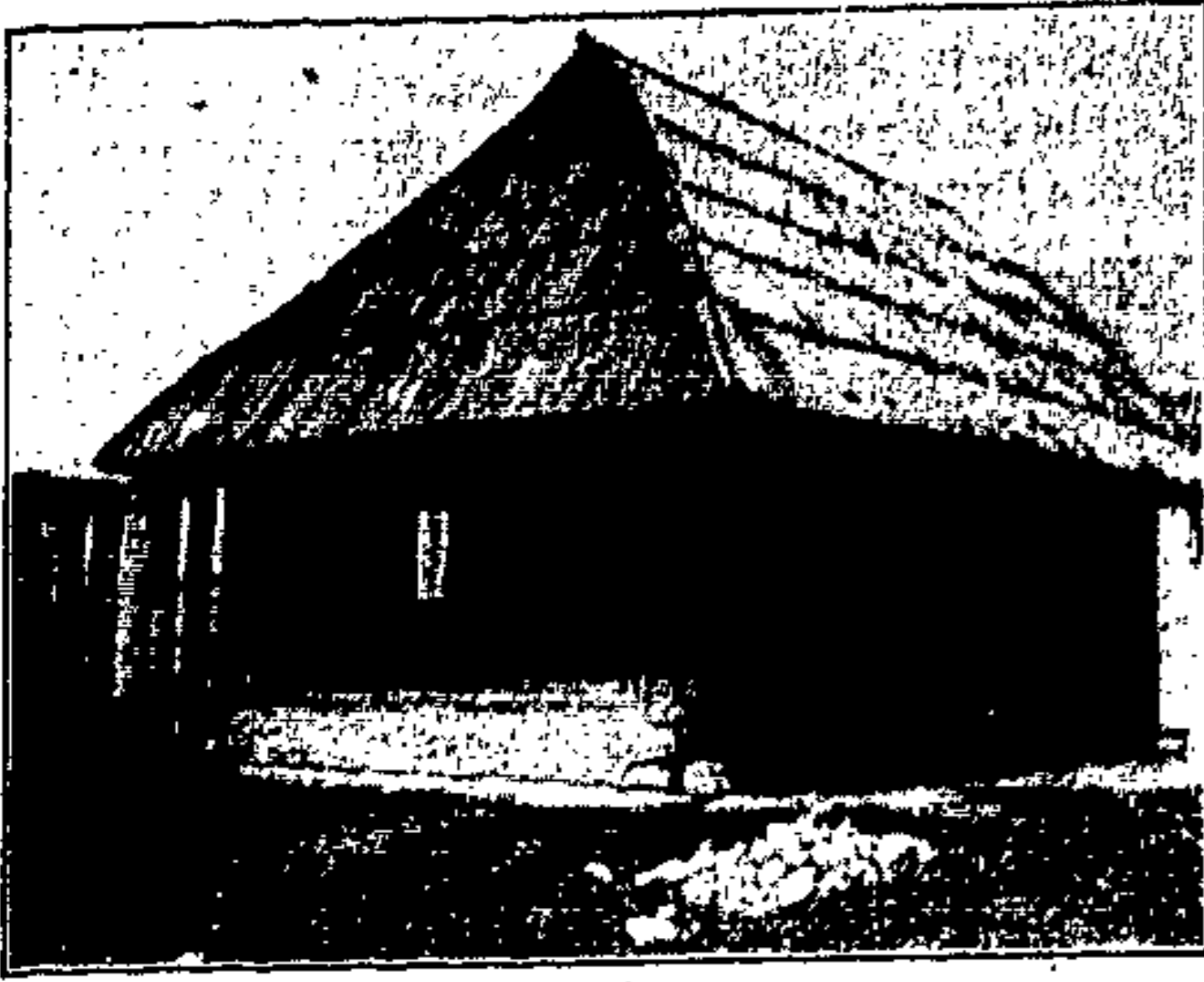
Die Plitvicer Seen liegen 506 bis 625 Meter über dem Meeresspiegel. In zwölf Terrassen sind die dreizehn größeren Wasseransammlungen übereinander angeordnet. Wasserfälle und Kaskaden schaffen die schäumenden Verbindungen zwischen den einzelnen Seen. Aus einer Höhe von etwa 50 Meter stürzen die weißen Wichtbänder oft herunter. Grünbewaldete Hügel recken sich im Hintergrunde, der sich oft

bis zu 1300 Metern erhebt. In Klippen und Fingern streichen die vielfach gebichteten Ufer in die Wasseransammlungen hinein und geben so den Uferlinien eine reizvolle Mannigfaltigkeit. Korana und Plitvica heißen die beiden Nachbarn, die dieses eigenartige Seengewirr speisen und tiefe Grottengänge in das Kalkgestein der Uferfelsen hineingefressen haben. Wer die großen Höhlen des Karstes gesehen hat, muß seine Erwartungen bei einem Besuche der Plitvicer Grotten freilich etwas niedrig schrauben, denn an Großartigkeit und überwältigender Wucht fehlt es ihnen entschieden. Aber vorderhand sind nur erst Bruchteile des weiten Seengebietes bekannt und erschlossen. Der Ausbau der Wege an den See- und Flußufern wird auch hier sicherlich noch manche Ueberraschung erbringen.

Das sogenannte Vereinshotel, das hoch oben auf einem der Uferhügel am Krzjaksee erbaut ist, gibt während einiger Masttage in dieser eigenartigen Wasserwildnis den besten Ausgangspunkt für lohnende Touren, die nicht anstrengend sind und sich gut und glatt in einem halben oder einem ganzen Tage ausführen lassen. Am Ende des Krzjaksees zweigt der Marien-Dorotheeweg ab. Er führt an den geologisch hochinteressanten sogenannten „unteren“ Seen entlang. Ueber primitive Brücken geht es bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Wassers. Wildschäumende Kaskaden trennen die einzelnen Becken voneinander. Nur in der Stromrinne braust und gurgelt das Wasser. Wo das Ufergestein in weit ausholendem Vogen zurücktritt, bilden sich stille Buchten, in denen ein tiefblaues Wasser steht. Und bei jedem Schritte wechselt das Bild. Bald brausen die Fälle mitten im Strombett, bald stürzen sich die Wasser in langen, weißen Bändern von den grauen Uferfelswänden herunter, bald erscheinen diese Uferhänge siebartig von schwarzen Rissen durchlöchert: Höhlen und Tropfsteingrotten sind von denen die Eremitengrotte, die Blaue Grotte und die Taubengrotte die zugänglichsten und besuchtesten sind. So geht es stundenlang. Ein See folgt dem anderen und jeder zeigt ein anderes Bild, bald eins im größeren, bald eins im kleineren Rahmen. Darin aber gleichen sie sich alle: in der fesselnden Romantik der wilden Szenerie, die Milansee, Gavansee, Eremitensee und die anderen kleineren Wasserbecken umfängt. Dazu kommt der sich nie erschöpfende Wechsel in der Färbung der Pluten, die vom silbrigsten Weiß bis zum tiefsten und metallischsten Blau und Grün erhellern, bald brodelnd überzukochen scheinen, bald still wie eine polierte Stahlplatte daliegen.

Wer die schmalen Wehungen beschreiten will, die die einzelnen Seen des inneren Wasserlabrynth voneinander trennen, läßt sich am besten mit dem Einbaum oder einem modernen Ruderboot über den Krzjaksee nach dem Ausgangspunkt desjenigen Weges übersehen, der zum Labudovac, einem Gehöft am Proscanersee, führt. Hier, am Stephanieweg, ist die Welt der mittleren Seen: Buzsee, Gradinasee, Golobacsee, Birsee, Vatinaracsee, Okrugljaksee. Diese Seen haben etwas Leichartiges. Ihre Szenerie gibt sich milder, schmiegt sich mehr in den grünen Rahmen der umliegenden Wälder hinein. Aber an Gesteinsmassen fehlt es trotzdem auch hier nicht. Die Durchlässigkeit der Aufformation der Uferwände läßt die Wasser aus tausend Röhren gurgeln und in ungezählten Kaskaden fast auf Schritt und Tritt schäumen und brausen. Nur sollen sich die Wege, die das Wasser beim Überfließen von einem See in den anderen nimmt, in jedem Jahre ändern; man hat seit Jahren diese Beobachtung gemacht, die geologisch entschieden beachtenswert ist.

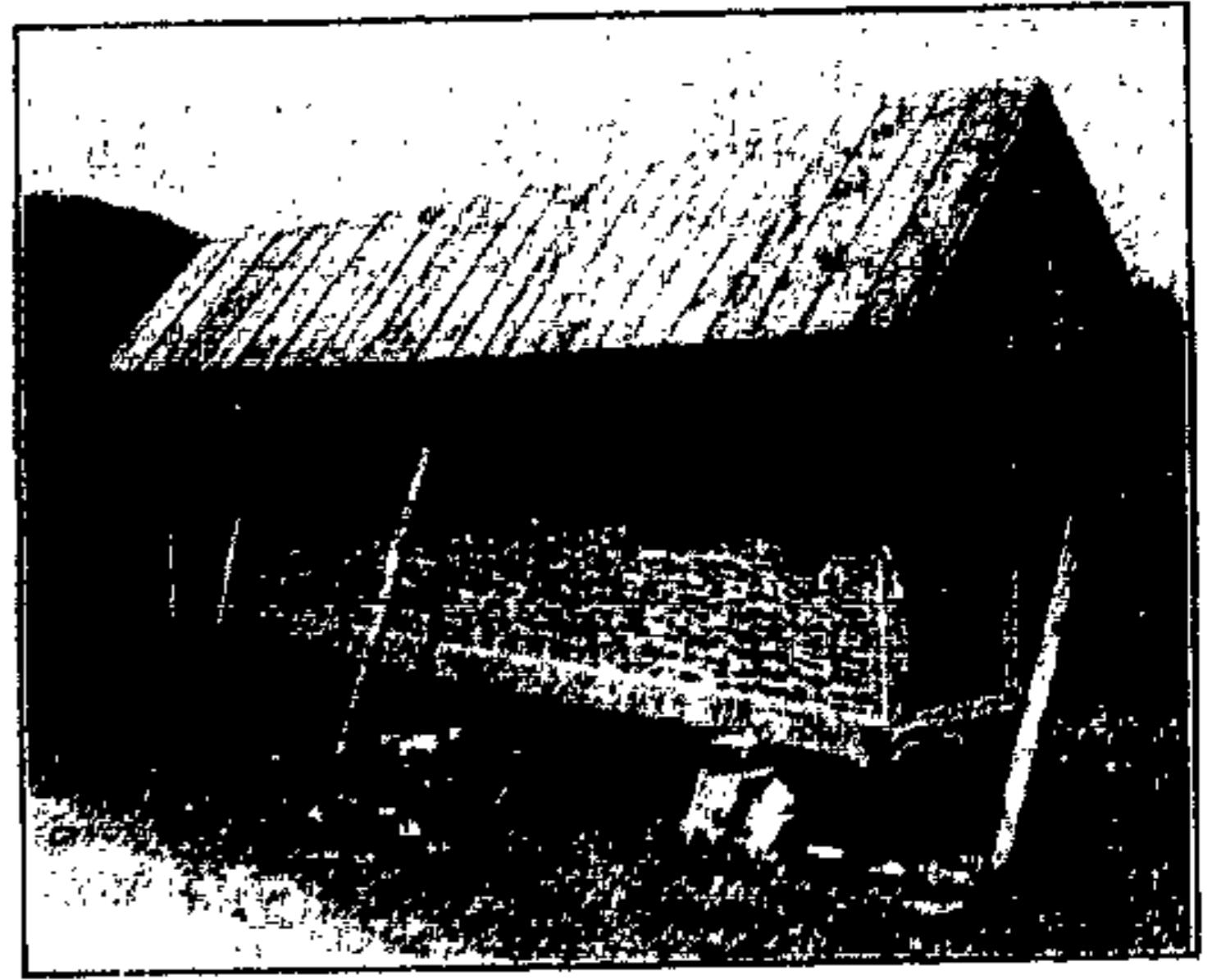
Die Fälle donnern; Quellen sickern in dünnen Adern aus jedem Riß des gelbaranen



Wohnhaus.



Viehstall (noch im Gebrauch).



Maisdöber.

Gesteins. Doch nur an den Scheidewänden zwischen den einzelnen Seen. Die anderen Uferwege geben den Anblick ruhig daliegender, malachitgrüner Gewässer. Dieser Eindruck ist besonders stark bei jenem See, an dessen einem Ende das Dorf Djeskovac gelegen ist.

Sinter Djeskovac führt ein Weg durch alten Bergwald zum Ursprunge der Crna Njeka. Wir stehen vor einer jener eigenartigen Quellen, wie sie sich im Karstgebirge häufig finden. Aus einer breiten Felspalte strömt mit der Mächtigkeit eines kleinen Flusses das Wasser hervor. Die Felsvorsprünge zerteilen den Strahl zu zahlreichen Fäden und Bändern, die in ein tiefgehöhlttes Becken abfließen, das zum Flußbett der Crna Njeka hinüberleitet. Wie eigenartig die Quellverhältnisse dieser Gegend sind, das zeigte ein alter kroatischer Hirt, den wir am Wasser fanden. Er schob in einiger Entfernung einen Kalkblock beiseite und gleich sprudelte ein armdicker Strahl aus dem von zahlreichen Felspalten zernarbten Boden hervor.

Die Pflanzenwelt dieser Wasserwildnis ist eine höchst eigenartige. Buchen, Erlen, Weiden, Birken halten sich in den feuchteren Regionen. Die Lärche und das Nadelgehölz beschränken sich auf die höher gelegenen Partien der Uferhügel. Je näher es dem Wasser geht, desto mehr nehmen die Bäume den Charakter von Knieholzartigem Gestrüpp an. Oft spreiten die Äste ihre Blätter dicht über dem Spiegel der Wasserfläche. Eine grünliche Dämmerung herrscht darum in diesen wirr von Wasserarmen durchschnittenen Waldgebieten. Nebeneinandergestürzte Stämme decken den Boden. Riesenpilze wuchern in der faulenden Baumrinde. Blumenglocken und Blumensterne von satten, tiefen Farben säumen in bunten Borten die raumenden Rinnfale, die ihre Blüten dem Glanze der Sonne darbieten

oder sie in Spalten und Höhlen des Ufergesteins verstecken, um sie an anderer Stelle in neuer Beleuchtung hervorlugen zu lassen.

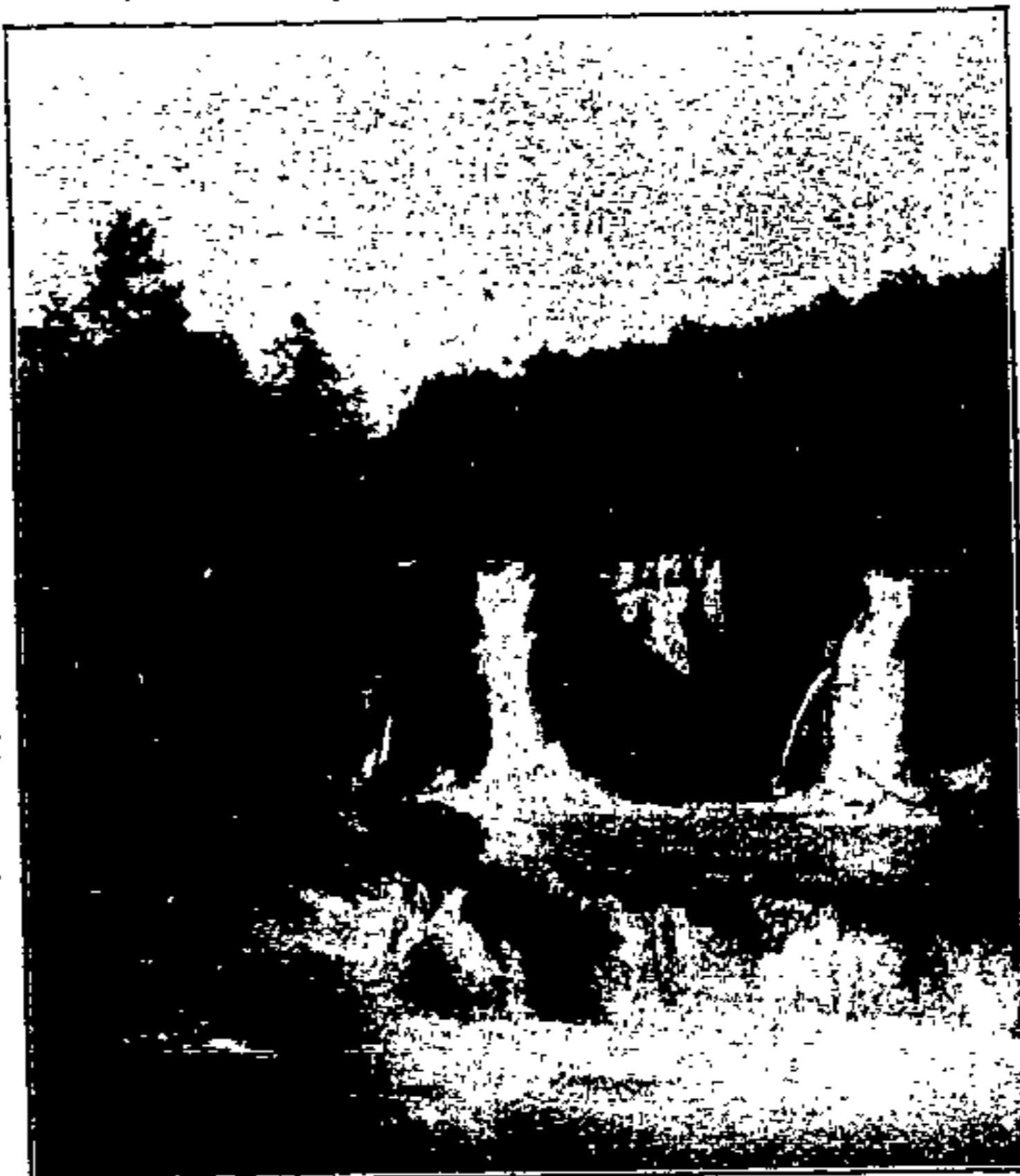
An den Rändern dieser Rinnfale heben Schachtelhalme ihre graugrünen, kantigen Stengel. Die wunderlichsten Wasserpflanzen, die wir in unseren heimischen Aquarien als botanische Seltenheiten zu betrachten pflegen, wachsen hier wild. Da sind die langgestielten, runden oder tiefherzförmigen Blätter der Froschbißgewächse. Die Wasserpest macht sich durch ihre rötlich-weiße Färbung bemerkbar. In den Wurzelballen des an den sumpfigen Rändern wachsenden Gebüßs wuchert der Wasserkrüderich. Wasserquellgras steht in starren Büscheln; die Wasserrebendolde hebt ihre feingefiederten Blätter in kleinen Schirmen empor. Die Dolden des Wasserschieflings leuchten in einem grünlichen Weiß. Auch eine Frauenhaarart fehlt nicht, die ihre zarten Blattspitzen vor den vielen Miniaturhöhlen spreitet und mit ihrem tiefen Grün eigenartig gegen das grauschte Gestein des Kalkfelsens absteicht.

Aber nicht nur die Ränder dieser Seen und Rinnfale haben ihre eigene Pflanzenwelt. Irgend ein Wintersturm hat den morschen Stamm einer Riesenbuche entwurzelt und aus steiler Höhe hinunter ins Wasser geschleudert. Jahre-, jahrzehntelang hat er dort unten gelegen. Das ruheloze Wasser hat seine Rinde blank und glatt geschliffen und mit einer Patina von Verwesungstoffen überzogen. Nun leuchtet der Stamm wie eine silbrige Säule hell unter dem klaren Wasserpiegel. An einer Stelle hat die Willkür der Strömung ihn so gehoben, daß das eine Ende ein Stück aus der Flut hervorschaut. Auf dieses Stückchen feuchten, verweidenden Holzes hat der Wind Staub gestreut. Unauflöslich. Jeden Tag vielleicht nur ein paar Gramm. Dieser Staub aber verband sich mit

den Fäulnisstoffen der Rinde zu einem lockeren Nährboden, der willig die Pflanzensamen aufsting, die im Winde herüberwehten, sie festhielt, wurzeln und keimen ließ. So entstanden nicht nur zahllose Gras- und Blumenoasen inmitten der Seen, sondern auch Büsche und Bäume wuchsen, die nichts weiter zum Standort hatten, als ein staubüberpudertes Stück Baumstamm, das im Wasser moderte.

Eigenartig wie die Pflanzenwelt, ist auch die Tierwelt des Plitviceer Seengebietes. Von Krebsen und Forellen wimmelt es in diesen Gewässern. Farbenprächtige Eidechsenarten huschen über das graue, sonnendurchglühte Gestein. Wasservögel stelzen und schwimmen und haben an besonders unzugänglichen Stellen ihre Nester gebaut. Dazu kommen zahlreiche Raubvogelarten. Aber auch an gefährlichen Vierfüßlern fehlt es nicht. Und nicht bloß während des acht Monate anhaltenden Winters sollen in den Bergen der Lika die Bärenjagden und Wolfshezen selten sein!

Was man sonst an Tieren trifft, beschränkt sich auf Schafe, Ziegen und eine niedriggewachsene Rinderart. Gähner und Schweine werden selten gehalten. Die Pferde sind vom Schlage der kleinen, struppigen, aber ausdauernden Gebirgsrenner. Die Leute sind anspruchslos. Ihr Boden gibt nicht viel her. Da sind sie es aus Urbäterzeiten her gewohnt, sich mit einigen Zwiebeln und einem Stück Maisbrot genug sein zu lassen. In windschiefen Lehmhütten, mit gewaltigen, weitüberhängenden Maisstrohdächern, hausen sie. Ein paar Steinbaracken fehlen unter diesen Lehmhütten nicht. Die Sorgfalt, mit der diese „Häuser“ instandgehalten werden, ist nur eine geringe. Fenster und Türöffnungen sind klein und niedrig. In den Fenstern sind nicht immer Scheiben vorhanden; oft tritt Delpapier an die



Wasserfälle.



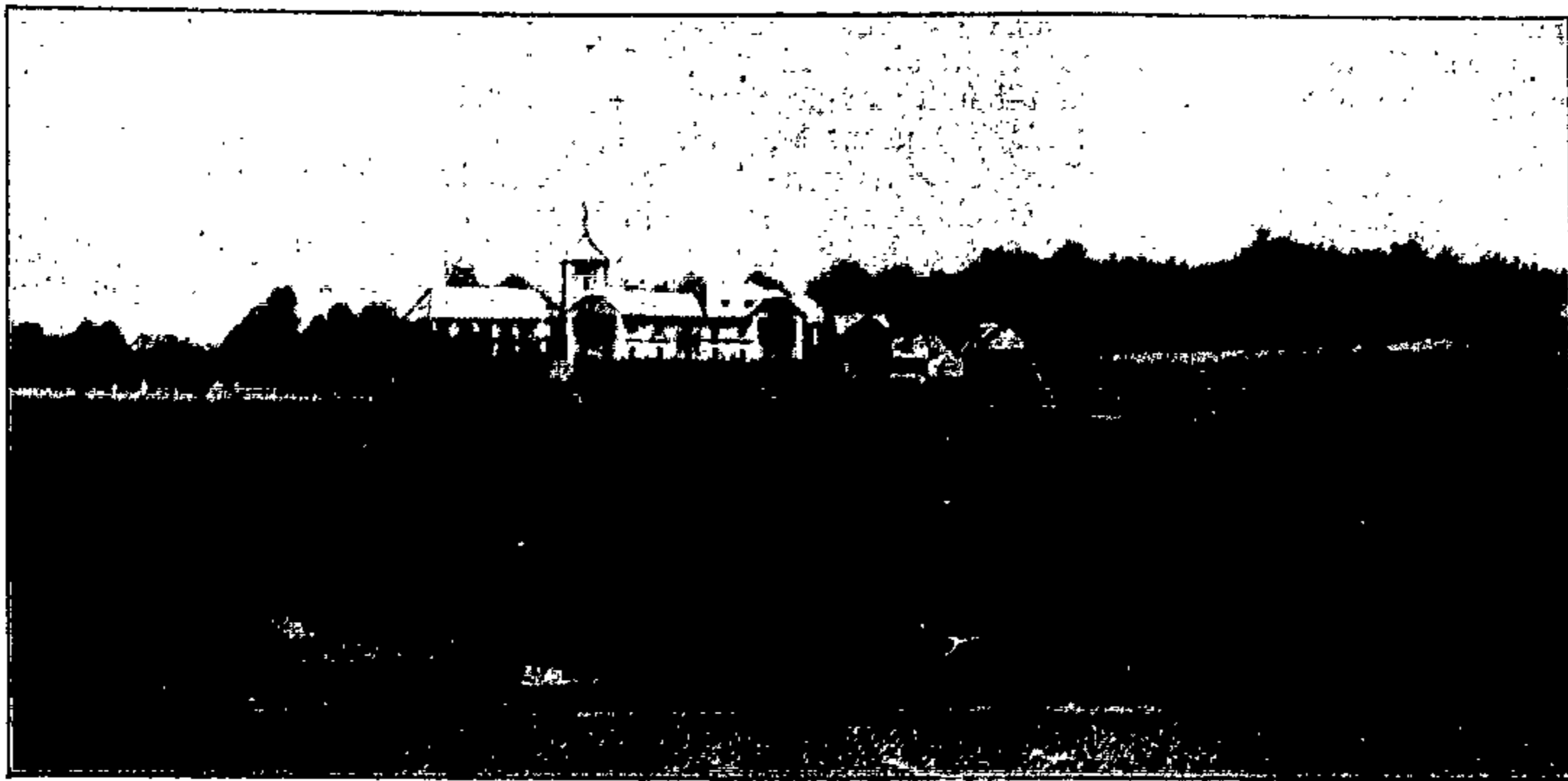
Stelle des Glases. Und hier und da schrumpfen die Fensteröffnungen zur Größe von Schießscharten zusammen — eine lebendige Erinnerung an die alte Mauerzeit, die noch vor einem halben Jahrhundert die Berge der Vika unjücker machte.

Die Mauern dieser Hütten umfassen meist nur einen einzigen Mann, in dem Mensch und Tier friedlich nebeneinander hausen. Dort wird gekocht, gearbeitet und geschlafen.

Von einem Mobiliar ist keine Rede. Rohgezimmerte, breite Bänke ziehen sich die Wände entlang. Auf denen sitzt man am Tage und schläft man des Nachts; das Viehzeug macht es sich darunter bequem. Ein großer niedriger Herd

eigengewebter Leinwand; in ihren gestickten Miedern, ihren kurzen, farbigen Jacken und den bunten Kopftüchern, unter denen der Silberschmuck der Ohren und des Halses bei jedem Schritt klingt und klirrt, geben sie, mögen sie

Apfelweinschnaps oder einem sauren Rotwein zusprechen. Das kalte Bier des Hauses, das flott Absatz findet, besteht aus hartgekochten Eiern und einem Weichkäse aus Ziegen- oder Schafmilch. Der fremde Gast hat Neugierige angelockt.

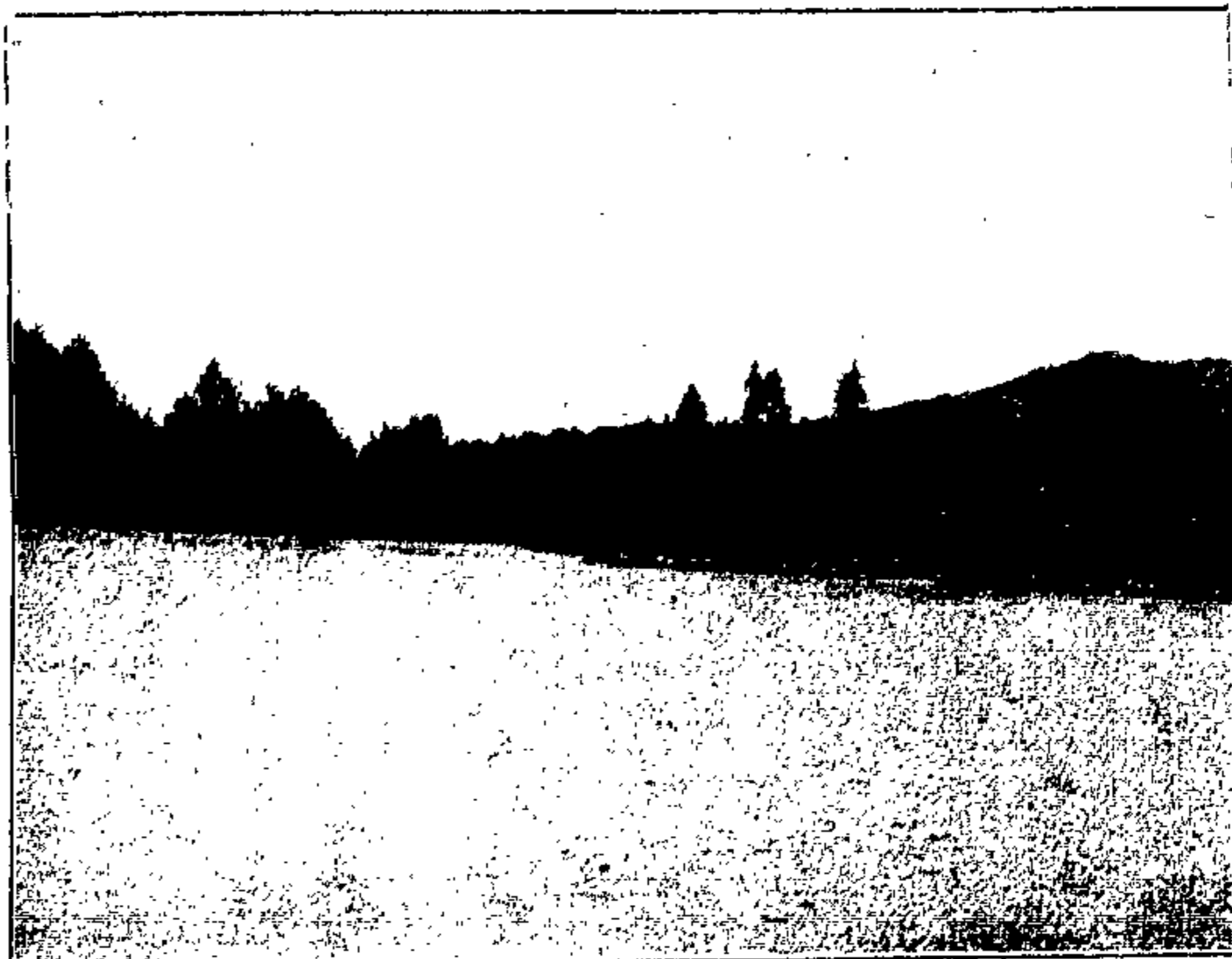


Das Vereinskafé.

soll man sich nicht abschrecken lassen. Die Gaststube ist ein niedriger, graugelblicher Raum, in dessen Mitte ein länglicher Riesentisch seinen Platz hat; festgezimmerte, unbewegliche Bänke umrahmen ihn auf den vier Seiten. Dicke, blongeflügelte Fliegen brummen und summen in der muffigen Luft der Schenkstube. Das Bier ist ungenießbar. Da hält man es am besten mit den Einheimischen, die einem grünelben



Kroatische Dorfbewohner am Brunnen.



Flaches Ufer am Großen See.

von Feldsteinen, auf dem ein offenes Feuer qualmt, füllt die eine Ecke des Raumes. Wohlhabende nennen auch noch eine grell bemalte Truhe ihr eigen, in der die Festtagskleider und der Sonntagschmuck untergebracht sind. An den Wänden hängen Heiligenbilder und alte Waffen, die zu Zeiten der Väter und der Großväter ihre Schuldigkeit getan.

Etwas ungemünzt Materisches liegt in der Tracht der Kroaten. Die weißen, weiten, unten ausgefranzten Leinwandhosen, der weiße Mantel und der schwarze, breitkrempige runde Hut kleiden die kräftigen, hochgewachsenen und wettergebräunten Männer gar nicht schlecht. Auch die Frauen lieben die lichte Farbe selbstgesponnener und

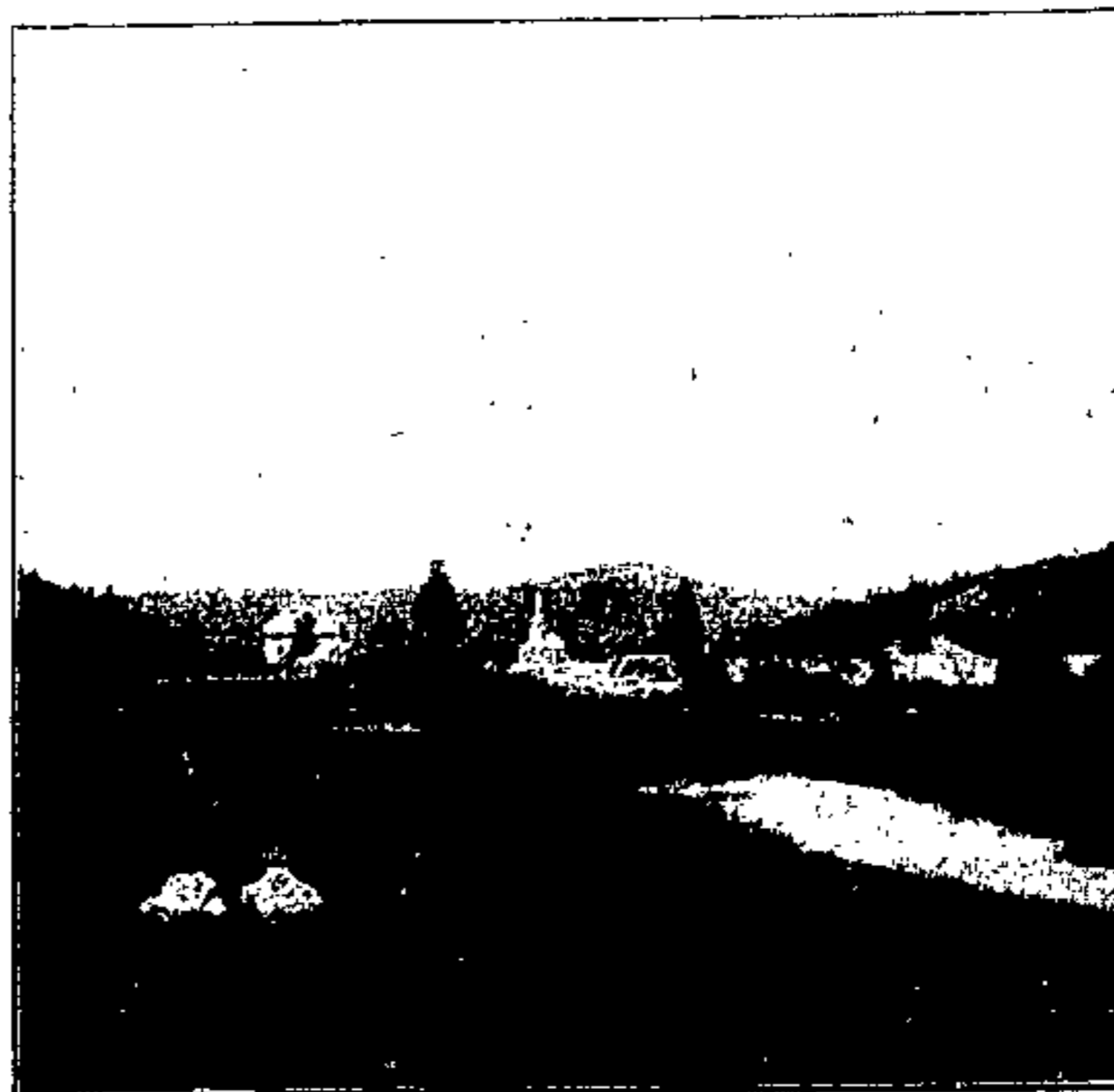
nun einzeln oder in Gruppen des Weges kommen, anmutige und farbenprächtige Bilder.

Die landesüblichen Wirtschaftshäuser lohnen sich eines Besuches. Bei der rasch emporgeblühten Fremdenindustrie wird einem freilich das Fell tüchtig über die Ohren gezogen. Aber dadurch

Vor der Schenkentür debattieren sie mit erregten, südländischen Gesten über die Herkunft des Fremden. Blinkende Augen lugen durch die wenig sauberen Scheiben des einzigen, kleinen, quadratischen Fensters der Gaststube. Prozig stampfen ein paar Dorfkrösche — breite Niesen in buntem Häubchenaufputz — in die Gaststube. Sie haben irgendwo in Nordböhmen einen Teil ihrer Soldatenzeit verbracht und radebrechen einige deutsche Worte. Gern stehe ich ihnen Rede und Antwort. Ihre geographischen Begriffe sind keine großen, und mir schwer kann ich ihnen verständlich machen, daß Berlin keine österreichische Stadt ist. Als ich aber drei Tassen Kaffee bestelle, da geht ein



Am Solovacsee.



Blick auf Ejskovač.

froh-freundschaftliches Grinsen über ihre verwetterten Blicke. Mein Sträuben hilft nichts; ich muß mir eine Zigarette von ihrem Tabak drehen. Und dann blasen wir blaue, aromatische Rauchwolken in die stickige Gaststubenluft, daß es selbst den aufdringlichen Fliegen zuviel wird und sie sich mehr an das inzwischen geöffnete Fenster halten. Als wir voneinander scheiden, sind wir gute Freunde geworden; mit einem kräftigen Handschütteln verabschieden wir uns. Nur ein paar halbwüchsige Strahengasser geben mir noch ein Stück Weges das Geleite.

Wie reich auch die Plitvicer Seen an Krebsen und Forellen sind, so ist es doch bei verhältnismäßig harter Strafe verboten, eins dieser Tiere zu fangen. Verbote aber sind meistens dazu da, daß sie überschritten werden. So auch hier. Am Ufer eines der Seen wohnt ein altes Weiblein, deren halbwüchsiger Sohn sich mir oft auf meinen Spaziergängen angeschlossen hatte. Einer verstand dem anderen keine zehn Worte. Eine Handvoll Tabak und eine Mütze voll Walderdbeeren waren die Freundschaftsgaben gewesen, die wir miteinander getauscht hatten, als wir uns zum ersten Male sahen. Diesem Bierzahnjüngling, einem gewandten Taucher und Schwimmer, der alle Teile des weitverzweigten Seengebietes kannte, war es eine Kleinigkeit, ein Gericht der kostbaren Wassertiere herbeizuschaffen. Seine Mutter bereitete in ihrer vorher peinlich gesäuberten Stube das Mahl, das wohl äußerst primitiv serviert wurde, aber um so köstlicher mundete. Wie ich später von Sportsleuten hörte, sollen gewisse Teile der Plitvicer Wasser für den Fischfang mit der Angel und für den Gebrauch von Krebsstellern zu bestimmten Zeiten des Jahres freigegeben sein.

In allen wirtschaftlichen Verhältnissen vollzieht sich gegenwärtig eine große Veränderung im Seengebiet. Die Fremdenindustrie hat in ihren primitivsten Stadien bereits dort oben Wurzel gefaßt. Die alten Einbäume machen mehr und mehr modernen Gondeln Platz. Fiaker und Automobile bieten zu geradezu ungeheuerlichen Preisen ihre Dienste an. Die kroatische Nationaltracht wird mit einer gewissen Absichtlichkeit getragen; man weiß, daß die Fremden für volkstümlichen Anspatz zu haben sind. Wer nichts zu tun hat, spielt den „Führer“ und postiert sich an den schluchtartigen Eingängen zu den besuchtesten Touristenwegen. Der Fremde steckt in einer Mausefalle: er kann den durch nichts abzuschreckenden Führern, die nur kroatisch sprechen, nicht entgehen.

Wo Wasser in solchem Ueberflusse vorhanden ist wie hier, fehlen natürlich auch die Badegelegenheiten nicht; abgesehen von den vielen Freibädern, die genommen werden, wo es sich gerade für den Geschmack des einzelnen besonders gut trifft, baden in zwei Anstalten Männlein und Weiblein zusammen; Wäsche und Badeanzüge werden von Wärterinnen, die im Nebenteile eine flott gehende Wäscherei und Plätterei

betreiben, gegen ein nicht unbeträchtliches Entgelt verliehen; die Gebühren für die Benutzung der Anstalt sind mäßige. Man muß beim Baden einige Vorsicht üben, denn die Krebse, die die Plitvicer Seen bevölkern, sind so zahlreich, daß sie bis in die Badezellen hineinkommen und namentlich Nichtschwimmer oftmals mit ihren scharfen Scheren belästigen, was immer für alle von den aufdringlichen Krustern nicht Angegriffenen Gelegenheit zu Späßen und Neckereien mit sich bringt.

So heiß und unerträglich in den Hochsommermonaten die Tage sein können, so empfindlich kühl sind die Abende und Nächte. Sofort nach dem Sinken der Sonne tritt ein jäher Temperaturwechsel ein. Die Dämmerungen sind hier wesentlich kürzer als bei uns im Norden. Und auch die gute Jahreszeit hält nur einige Wochen an. Noch Anfang Juni soll auf den Höhen Schnee liegen; und die Stürme stellen erst zur Zeit der Sommer Sonnenwende ihr Brausen ein, um zur herbstlichen Tag- und Nachtgleiche von neuem zu beginnen. Die Winter sollen denn auch schrecklich sein. Die von den Schneemassen und Regengüssen angeschwellten Wasser suchen sich ständig neue Wege und bringen Mensch und Tier in Gefahr, die sich allzu weit von den außerordentlich spärlich verstreuten Gehöften hinwegwagen. Auch die zahlreichen morschen Bäume der Wälder, die zu Hunderten von einem tüchtigen Orkan geknickt und entwurzelt werden, machen die kaum erkennbaren Steingeröllspfade noch schwieriger passierbar, als dies schon an und für sich in der guten Jahreszeit der Fall zu sein pflegt.

Botaniker, Geologen und andere Naturwissenschaftler nennen das Plitvicer Seengebiet eines der merkwürdigsten Bezirke Europas. In fachzeitschriftlichen Beschreibungen werden oft Vergleiche mit dem nordamerikanischen Yellowstonepark gezogen. Und je mehr Touristen dieses abgelegene Stück Erde aufsuchen, desto lauter werden — namentlich in Oesterreich und Ungarn — die Stimmen, die da fordern, hier ein Naturschutzgebiet zu errichten, das weder der Unverstand der Eingeborenen, noch die Profitgier findiger Geschäftsleute verschandeln und zerstören darf. Alles, was bisher in bezug auf die Zugänglichmachung des Seengebietes geschehen ist, hat man im wesentlichen dem „Verein für Instandsetzung und Verschönerung der Plitvicer Seen und Umgebung“ (Sitz in Agram) zu danken, der von der Bahnstation Josipdol (Linie Agram—Zimne) einen regelmäßigen Omnibusverkehr nach dem von ihm errichteten und bewirtschafteten „Vereinshotel“ am Rozjaksee unterhält, das wir bereits weiter oben erwähnten.

Hat ein Gang an den Mändern der Seen schon keine Reize, so erhöhen sich diese noch wesentlich, wenn man den Blick von einem der Uferhügel über die weitverästelte, silbrige Wassermassenschweife läßt. Nur mäßige Erhebungen rahmen die vielgestaltig gebuchteten

Seeränder und nicht alle geben einen gleich günstigen Ausblick; man muß abwägen, welche man für den bestgeeigneten hält.

Durch silbrig dämmernden Buchenwald geht es einen der Uferhügel hinan. Die Steigung ist eine mäßige. Nur Wurzelgestrüpp und spitzkantig vorspringende Kalkquadern erschweren die Meerengeblisch und Farnkräuter haben im Wald innern den ganzen Boden überzogen. Das Laub an den Bäumen ist von einem frischen Grün. Eidechsen huschen über den Weg und der Specht ist an seiner hämmern Arbeit. Die Höhe ist bald erreicht. Schon lichten sich die Stämme. Ueber eine steinig-höckerige Hochebene führt die letzte Wegstrecke. Aus dunklen Wäldern leuchten tief unten, umrahmt von zackigen Uferlinien, die Seen herauf. In langgezogenen Linien buchten sie sich, dem Laufe der sie speisenden Bäche folgend. Wie Silberbänder flimmern die Fälle in der Tiefe. Ihr Rauschen dringt nicht mehr in die Abgeschlossenheit dieser Höhen hinauf.

Das Ohr muß verzichten; um so weiter kann das Auge schweifen. Im Süden türmt der Belebte seine graue, drohende Mauer, hinter der die blaue Adria ihre strahlenbeglänzten Wogen rollt. In den Rissen und Furchen des unwirklichen Karstgebirgszuges schimmert es bläulichweiß, wie von Norden gelagerter Schnee, den die Sonne nicht zu schmelzen vermochte. Von Osten schweift der Wind. Er folgt den tief eingeschnittenen Tälern, die die bosnische Kraina falten. Grüne Wälder geben dort dem Land ein lachendes Gepräge, und auch die Bergwiesen fehlen nicht, die alle Kahlheit der Felsen warm überkleiden. Die Ausläufer der Alpen verdämmern im Norden. Ihre Konturen schimmen nur schwach umrissen im Nebel des Horizonts. Aber reich bebaut liegt dort das Land und die Häuseransammlungen grüßen aus dieser Sinnelsrichtung zahlreicher herüber als aus jeder anderen.

Im Westen, wo die Agramer Berge leicht das Flachland wellen, verfinstert die Sonne. Und nun ergießt sich auch über die Uferberge der Plitvicer Seen eine rote Blut. Die kommt aus der Tiefe die Gänge hinaufgeklettert. Wie durch einen Zauber scheinen alle Wasser zu Blut geworden zu sein. Ein brandiges Leuchten umflammt das graue Kalkgestein. Aber rasch sterben die Farben. Ein kalter, graublauer Ton legt sich wie geschmolzenes Blei über Seen und Berge. Die letzten Lichter der Dämmerung verwehen. Aus den Wäldern hervor flattert die Nacht. Ein paar Sterne blinken auf. Dann schiebt sich der Mond über einen Berghang. Auf den Uferwegen aber leuchtet ein Flimmern und Blinken, das in Milliarden Funken aufflammt, erlischt und wiederum von neuem erglänzt. Die Glühkäfer sind erwacht, die in den Büschen und Hecken ihr blitzendes Sommerpiel treiben und mit ihrem märchenhaften Geschnurren den Tag abschließen, der sich so eigenartig wohl kaum an einem anderen Orte der Erde verträumen läßt wie im Banne der Wassermäuler von Plitvico.

Vorfrühling.

Stimmungen von Ernst Schur.

Noch ist der Himmel grau. Aber dann werden die Lächer hinweggezogen, wie wenn die Möbel der guten Stube von ihrer Decke befreit werden. Der Vormittag rückt an. Und mit einem Male leuchten auch die Häuser kräftiger, frischer. Ein klarer Glanz fließt stärker und stärker.

Die Welt sieht nun, nur ein Stündchen später, ganz anders aus. Lachender, jugendlicher!

Und der Himmel ist heller. Hinter den grauen, eintönigen Wolken schimmert ein weiß-

liches Leuchten, das die Welt freundlich aufhellt. . . .

Nur die Bäume stehen noch starr und dunkel in dieser lichter Welt. Mit nackten Zweigen stechen sie in die Luft, und das Gerippe der kahlen Äste zeichnet sich dünn und dürr gegen den Himmel. Aber in ihnen allen drängen schon tausend Knospen. . . .

Ueber ihnen wölbt sich der Raum frei und licht. Er ist noch durchkältet, durchnäht, durchfeuchtet. Er ist licht. Aber er hat den Winter

noch in Erinnerung. Darum ist er so klar. Er ist noch von keiner Sonne wieder durchglüht durchwärmt worden. Alle Dinge stehen in kühler Klarheit in diesem Raum, in dem kein Wärme flimmernd die Konturen verwischt.

Und wenn man durch die Straßen der Orte geht, die so still sind, wo so wenige gehen, wo nur zuweilen Gartentüren sich öffnen und zuschlagen und dann ein eilender Schritt hörbar wird, hört man — so still ist es — das aufdringliche Schwachen der Sperlinge in den kahlen

Zweigen der Bäume, das beinahe zu einem Schnattern wird.

Aber manchmal, wenn der Lärm eine Zeitlang aufhört, drängt wie auf Kommando sich ein zartes, süßes Stimmchen hindurch. Eine Drossel singt. Sie versucht schlichtern und rollt und probiert, als hätte sie Körner im Kröpfchen. Und dann kommt mit einemmal ein süßer, langgezogener, ein leise jubelnder, sehnsüchtiger Ton aus der Kehle, der wie ein leichter Flöten ton leise verklingt. Er weckt Erinnerung an Sommernächte, an Blitenduft, der langsam entschwebt. Und plötzlich stehen einem ganze Tage des Sommers vor der Seele, soviel Schönheit ist in dem Klang.

Dann aber bricht er jäh wieder ab.

Es ist noch zu früh, denkt er.

Es ist still.

Und der Chor der Spaten fällt wieder mit lärmendem Tonfall ein. . . .

Dann gehst du an den Gärten vorbei.

Die Sträucher stecken ihre dünnen Zweigelein durch das Gitter und streifen dich stechend. In den Gärten sind Leute an der Arbeit und bereiten die Beete und säubern die Wege, und die Bäume sind beschnitten.

So schält sich allmählich die Welt heraus, wie der Sommer sie einmal haben will. Aber jetzt ist alles noch tot und still.

Wilsche umsäumen Weg und Beet. Rotbraune und gelbgrüne Zweiglein, so dünn und schlank. Und wenn sie durch das Gitter laugen und dich streifen, als bäten sie dich, sie zu betrachten, so schenke ihnen einen Blick.

Sieh, ganz kleine graue und gelbe Knospen drängen sich heraus. Du hast sie nicht gesehen. Du bist achtlos daran vorbeigegangen, so klein sind sie. Also ist es gut, daß die Zweige dich mahnten. Und an den großen, hohen Blüthen, die über die anderen hinausragen, hängen gelb und zitternd, immer drei oder vier zusammen, die schwanken-Mädchen an grauen Zweigen. . . .

Vor den Häusern spielen zum ersten Male wieder die Kinder. Sie kommen aus den Häusern wie kleine Tiere aus Verstecken, die wissen, daß nun eine andere Zeit kommt. Sie spielen Ringelreihen, oder feuern Kreisel an oder lenken hockend am Boden die Murneln mit kundiger Hand in das kleine, vertiefte Loch, das sie mit Vorliebe unter den Bäumen, die am Weg stehen, anlegen. Und wenn die Straße sich ein wenig hebt, — dahinter beginnen gleich die Felder — sieht man vielleicht solch eine Gruppe oben auf einem Wiesenhügel stehen, da, wo die Straße am höchsten ansteigt; sie halten Reisen in den Händen oder beratschlagen; in bunten Kleidern; lustig und lustig sich gegen den Himmel abhebend. Ihre Freiheit beginnt. Wie kleine Tiere freuen sie sich, unbewußt darüber, daß nun ihr Reich sicher weiter dehnt.

Und wieviel interessanter ist die Straße, wo es soviel zu sehen und zu erleben gibt!

Auch das gehört mit zur Ahnung vom Frühling, zum Vorfrühling.

Die Felder beginnen.

Das weite Reich der Ebenen. Das Reich der Stille und der Gleichheit.

In breiten, braunen Flächen hebt sich die Erde zum Himmel, als wollte sie befruchtet werden.

Naß und schwer und dunkel glänzen die feuchten Wölbungen. Soviel Schnee und Regen ist über sie geflossen.

Schnee liegt noch in den Furchen, als seien helle Flocken gefäct, und die Flächen sehen dadurch aus wie leicht gesprengt.

Daneben Felder, auf denen die Saat schon wächst, die grünen Knospen sind hervorgekommen. Hell und leicht; neben dem Dunklen, Braunen so frisch.

Und mattblau und grau ist der Himmel. Mattgrau die Bäume und Sträucher. Und mattgrau der Horizont. Es ist, als scheuten sich noch alle Farben, ihre kräftigen Trümpfe auszuspielen. Barter Dunst liegt in den Lüften, wie letzte Nebel.

Und dadurch erscheint alles licht und grau und zart. Und selbst das frische Grün der Saat und das dunkle Braun der Ackerschollen hat dieses sanfte, kühle Grau.

Am Ostweg, der zwischen Feldern entlang führt, stehen die knorrigen, eigenwilligen Obstbäume, die mit so verknoteten Zweigen wild und bizarr wachsen. Groteske Gestalten, denen man nicht zutraut, daß sie so fruchtbar sein können. Windschief und unförmig!

Der sandige Weg ist getränkt mit Wasser. Es fließt in breiten Strömen in den tiefen Wagenfurchen und sammelt sich zu großen Pfützen. Lehmig und schwer ist alles durchwühlt! Wehe, wessen Fuß dahinein versinkt!

Ein schmaler Pfad führt unter den Bäumen entlang.

Aber die Pfützen sind klar und stehen ruhig. Der Himmel spiegelt sich in ihnen. Ueberall dieses Feuchte, dieses Niesel, dieses Durch-

Frühlingsnacht.

Ueber die zuckenden Knospen flutet nächtliches Licht, langsam gängelt durch den Park der Teich wie ein traumverwob'nes Band, das weich sich ins Bunt der Weststadt flücht.

Murmelt vor sich hin ein melancholisch Lied, unter dessen Hauch die Lotosblätter nicken und die gelbgrünen Schwerter der Iris zücken auf ins Mondlicht zwischen dem flüsternden Ried.

Alles zittert, als ob durchs Weltall schwebte mit geheimem Sang ein Geist, der alles mahne, und es ist, als ob ein jedes Wesen ohne den geheimen Sinn des Sanges: „Lebe“.

Julius Zerfas.

weichte, als wollte die Erde nun mit allen Kräften auffangen, sich durchtränken.

Von weitem sehe ich helle Massen auftauchen.

Sie nähern sich ruhig und stetig.

Gelbgefleckte Felle.

Mühe, die auf das Feld geführt werden. Mit breiten Tritten versinken sie in dem Lehm und ziehen, schwer nickend und ihre Köpfe gestreckt vor sich haltend, an mir vorbei.

Hinterher die braunen Pferde, die schneller auschreiten und lebhafter nicken.

Vom Horizont kommen ganze Scharen auf mich zu. Sie verbreiten sich, ziehen sich auseinander.

Sie kommen näher.

Es sieht aus wie eine lange Schinkenfette.

Die Männer für sich und die Frauen gesondert. Und die Frauen teilen sich in schlichtgekleidete ältere und in jüngere, die in bunten Farben gehen. Knallweiße Blusen, rote Kopftücher, bunte Röcke.

Langsam steigen sie über die Schollen, und ihre Farben, dunkel, braun und hell, verbreiten sich lustig über das Feld. Das sind die Polen, die auf Feldarbeit ziehen. Die Polen, die Sonntags in ihren Katen tanzen, in dem einen Raum, den sie dazu haben, einem Wohnraum, wo Betten stehen.

Da fiedeln die Geigen, düster und quiekend und aufpeitschend in der verhaltenen Monotonie.

Da springen die Wurschen in ihren steifen Anzügen mit einer Blume am Hut; und die

Mädchen in heller, waschleinerer Bracht und greller Schleife im Haar, schreien und lachen und freischen und sitzen auf den Betten und warten, bis sie einer holt, und dann springen und stampfen sie zusammen. . . .

Das Licht flackert in dem düsteren Raum, und eine stinkende Luft fliegt aus der schmalen Tür in die Nachtlust hinaus. — Ein eigenes, fremdes Leben, voll Arbeit und primitiver Wildheit.

Dicht grenzt der Wald.

Und der Wind segt frisch über die Felder. Er kennt noch den Winter. Er ist energisch und rüttelt an den Türen, und zerrt die Zweige und schüttelt die Sträucher.

Aber stärkend ist er. Und wenn er plötzlich nachläßt, ruhen die Ebenen so still, und dann kommt ein wenig Wärme, so daß man still steht und aufatmet und vorsichtig die Nase hebt und schnuppert.

Dann aber kommt wieder der Wind hurtig gesprungen. Er zerrt an den Kleidern höchst ungeduldig und rücksichtslos. Er kommt aus dem Walde gehebt und faucht mit hellem Keifen pfeifend über die Ebenen.

Im Walde ist es ruhig, und die Wipfel wiegen sich schaukelnd. Der Wind braust hier sein einlönig-melancholisches Orgelstück in dunklen, gehaltenen Akkorden. Es wirkt so beruhigend, so tief still.

Stark und gerade recken sich die Stämme, die den Frühling nicht zu ahnen scheinen, als seien sie erhaben über den Wechsel.

Gleiche Mühe umfängt sie alle, und der Sturm, der ihre grünen, hohen Wipfel zauselt und ihre schlanken Stämme biegt, dringt in die unteren Regionen nicht ein; sie sind wie ein Reich für sich, still und unerschlossen. Aber wenn der Wind die Ebenen gewinnt, dann stürzt er fassend durch den freien Raum und erreicht im Nu das Fernste.

Die Strähen sitzen auf den Ackerschollen und fliegen sehen und schreiend vor ihm auf, wie ungestohene, gejagte Geister.

Tiefe, blaugeballte Wolken bringt der Wind mit. Er schiebt sie mit gewaltig drückender Faust über den Waldbrand.

Wer weiß, bald ist das Grinsen der ersten Sonne wieder verdunkelt und vergessen, die so schlichtern ihre Macht probierte. Die den ersten, linden Wind brachte, der so wärmtlich nahe, so daß man erstant und wohligh sich umfah, trat man aus der Tür.

Dunkle Schatten schieben sich über das Feld. Und plötzlich scheint alles anders.

War alles nur eine Ahnung? Boreisig, ein frühes Bild, eine unwirkliche Erscheinung, die, vornehmlich aufgezeigt, nun rasch wieder verank?

Der Wind weht; er ist kalt. Er vertreibt den Wunsch und die Hoffnung und die Träume.

Wer weiß, vielleicht trinkt bald neuer Regen die Erde wieder und laucht sie reichlich, überreichlich in das Frühlingsnaß, das überall rieselt.

Und die Augen glauben nicht mehr an das Bild, das sie trunken und gläubig schon ahnten.

Und das Ohr hört nicht mehr der Drossel schlichternen Sang, der schon so voll von Jubel war und voll von Verheißung.

Und plötzlich ist alles wieder vergessen, und alles will träumen und lauschen und nicht erwachen.

Aber das Herz weiß, wie es war und hat alles bewahrt und wird warten. . . .

Das ist der Vorfrühling, flüchtig wie ein Traum; kann eine Wirklichkeit und doch eine drängende Macht, die sich nicht abweisen läßt.

Ein stiller Kampf, aus dem schließlich siegend die Sonne und der Frühling hervorgehen. . . .

Eis-Eis. Die Elbe hat in diesem Winter ein eigenartiges Bild. Statt der erwarteten spiegelglatten Fläche gab es ein wildes Chaos von Schollen, Unebenheiten, Splittern, Schneehaufen und gefrorenem Gisch. So ruhig jedoch das starre Eisbett mit seinen durcheinandergeworfenen Schollen aussah, so verriet doch ein fortwährendes Versten, Grollen, Brechen und bumpfes Geißeln, daß fortwährend Veränderungen im Eise vor sich gingen. Der sich senkende Wasserpiegel unter der Eisdecke und die immer schärfer werdende Kälte in den ersten Wochen dieses Jahres, die das Eis stets mehr zusammenzog und verdichtete, brachten es zum Versten, was dann immer mit sich lang hinziehendem Grollen verbunden war. Lange Spalten entstanden im Eise, ohne daß zunächst dadurch seine Tragkraft im mindesten beeinträchtigt war. Für die Schiffer, bedeutet solches Grollen den fast immer völligen Verlust der Nachtruhe. Die gut leitende Eisdecke trägt den Schall bis an die Wände der Rähne, der hier einen guten Resonanzboden findet. Ihm entziehen können sich die Schiffer nicht, denn sie müssen die zum Teil mit wertvoller Fracht beladenen Rähne bewachen. Manche von ihnen suchen sich dadurch vor dem Geräusch zu schützen, daß sie das Eis rings um den Rahn durchhauen, so daß die Leitung gewissermaßen unterbrochen wird. Da die Verbindung durch den Frost in einigen Stunden aber wiederhergestellt ist, so muß die mühselige Arbeit an jedem Tage erneuert werden.

Ein Gang über den gefrorenen Fluß machte uns viel Vergnügen. Brechende Eisblasen und Splittler unter unseren Tritten loden einen Schiffer an Deck, der neugierig seinen Kopf aus der Lule steckt. Unsere Anwesenheit scheint ihm eine willkommene Abwechslung zu sein, denn nach unserem Gruß ist sofort ein lebhaftes Gespräch im Gange. Seit neun Jahren — meinte er — hätte er die Elbe noch nicht wieder zugefroren gesehen. In seiner Heimat würde man jetzt dabei sein, die Fähre in eine Fahrstraße über das Eis einzurichten, über das dann selbst die schwersten Lastwagen fahren könnten. Nach solcher Eröffnung braucht man natürlich nicht länger zu zögern, den Fuß auf den gewaltigen Strom zu setzen. Von Scholle zu Scholle geht es auf dem äußerst unbequemen und unebenen Weg dem jenseitigen Ufer zu. Ein ängstliches

mit denen der Elbe und setzen gemeinsam ihre große Kette nach dem Weltmeer fort. Etwas weiter stromaufwärts wird noch einmal der Versuch unternommen, das jenseitige Ufer zu gewinnen, aber auch hier klappt wieder eine große, offene Lücke. An einer Stelle aber ist in ihr eine meterbreite Brücke gefroren, die durch eine dicke Scholle verursacht ist.

Dort vor uns recken sich die gewaltigen Bogen der riesigen Eisenbrücke und hier links seitwärts der sonst schon zu erreichende Hafen der Sachsenbergischen Werft. Ein schmudches Schiffchen, aus dessen Schorn-

stüd unfruchtbar. Der Same wird in besonderen Blüten gebildet, die nach der Befruchtung wie kleine Gurken an einem Stiel stehen. Diese Früchte, man heißt sie Walgrütle, sind bis zur völligen Reife von roter Farbe, sie färben sich dann strohgelb und kaffen der Länge nach auseinander, der nun freigegebene Same wird durch den Wind verbreitet.

Miniaturmotoren. In der Zeit, als die heute zu einer ziemlich bedeutenden Vollkommenheit entwickelten Drachenflugmaschinen noch zu den ungelösten Problemen zählten, bildete die Hauptaktivität der unzähligen

Versuche der Motor und besonders seine mangelnde Leichtigkeit. Ueber diesen Punkt ist man ja jetzt glücklicherweise hinausgelangt, aber doch nur, soweit es sich um die maintragenden großen Maschinen handelt. Anders bei den kleinen Aeroplannmodellen, die teilweise allerdings Spielzeuge sind, sehr oft jedoch auch ersten Charakter haben, wenn ein Erfinder irgendeine neue Idee zunächst an einem Modell ausprobieren möchte. Nicht gern greift man da noch zu dem Gummimotor, der den kleinen Propeller in Rotation setzen soll. Es sind vier starke Gummifäden, die parallel zu dem Nocken des kleinen Aeroplans gezogen und an dessen Schwanzende befestigt werden, vorn in die Nabe des Propellers greifen. Zudem man diese vielfach rückwärts dreht, verdrückt man die Schnüre, deren Spannung immer mehr wächst, bis sie nach dem Loslassen und leeren Abwickeln die Luftschraube rasch mitreißen. Leider geht dies in Augenblicken vor sich, weshalb der Gummimotor der unbankbarste ist. Viel leistungsfähigere erhält man in wirklichen Miniaturmotoren, die natürlich schwerer zu bauen und wertvoll sind. Der oft erwähnte Kohlen säuremotor beruht auf dem Prinzip der Dampfmaschine. Eine kleine, nur aus Kurbelgestell und zwei oder drei Zylindern bestehende, den Propeller tragende Maschine, die indes mit hinreichender Druckfestigkeit angefertigt sein muß, wird in das Aeroplannmodell gesetzt. Den Dampfessel stellt ein kleiner, schlanter Behälter dar, den man mit flüssiger Kohlen säure füllt. Sie verdampft von selbst und treibt die Kolben sehr geschwind. Eine derartige Maschine mit drei Zylindern von 15 Millimeter Durchmesser und 20 Millimeter Hub würde 0,1 PS entwickeln, wenn sie eine halbe

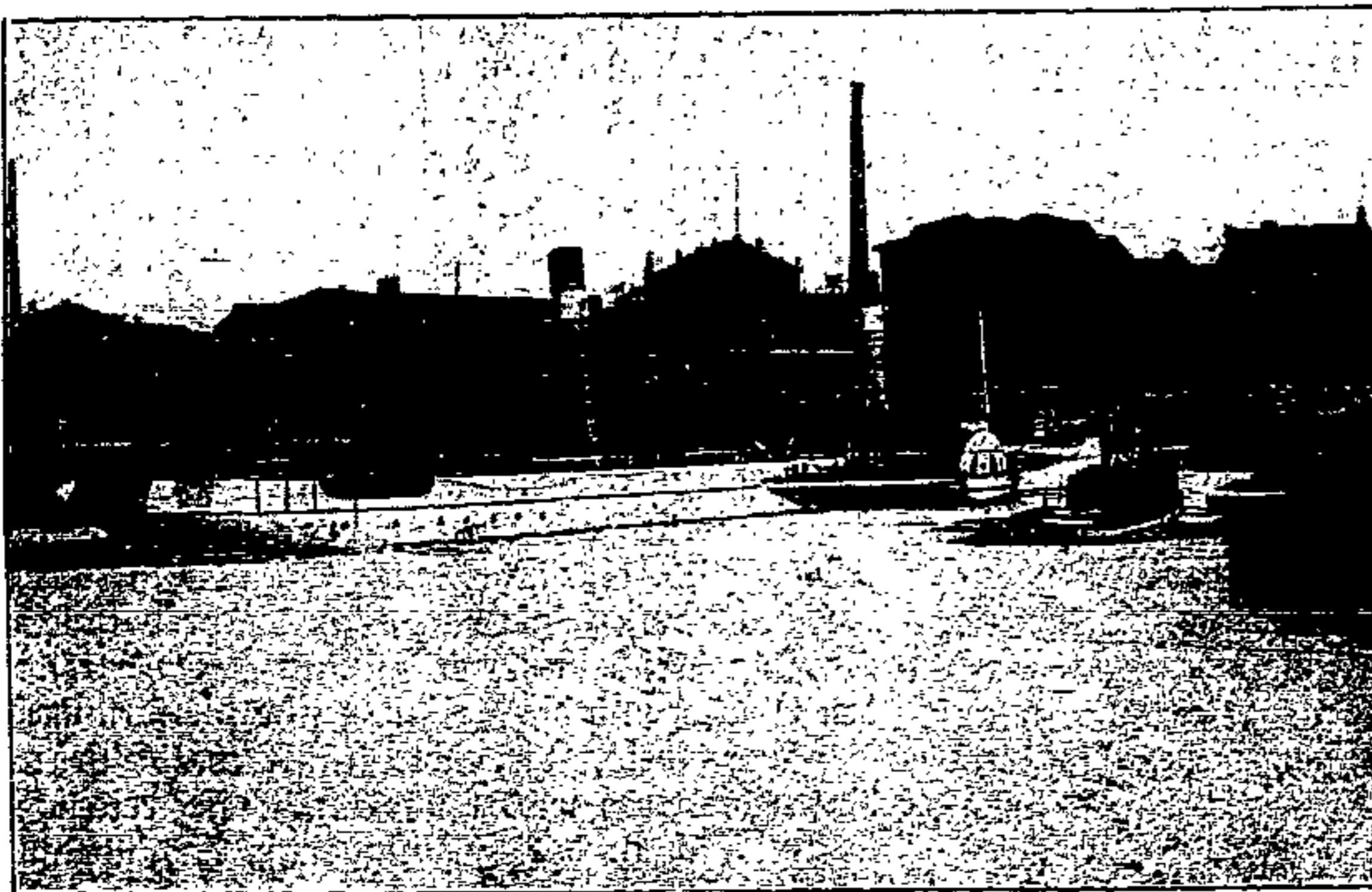


Die völlig zugefrorene Elbe bei Walltowshafen.

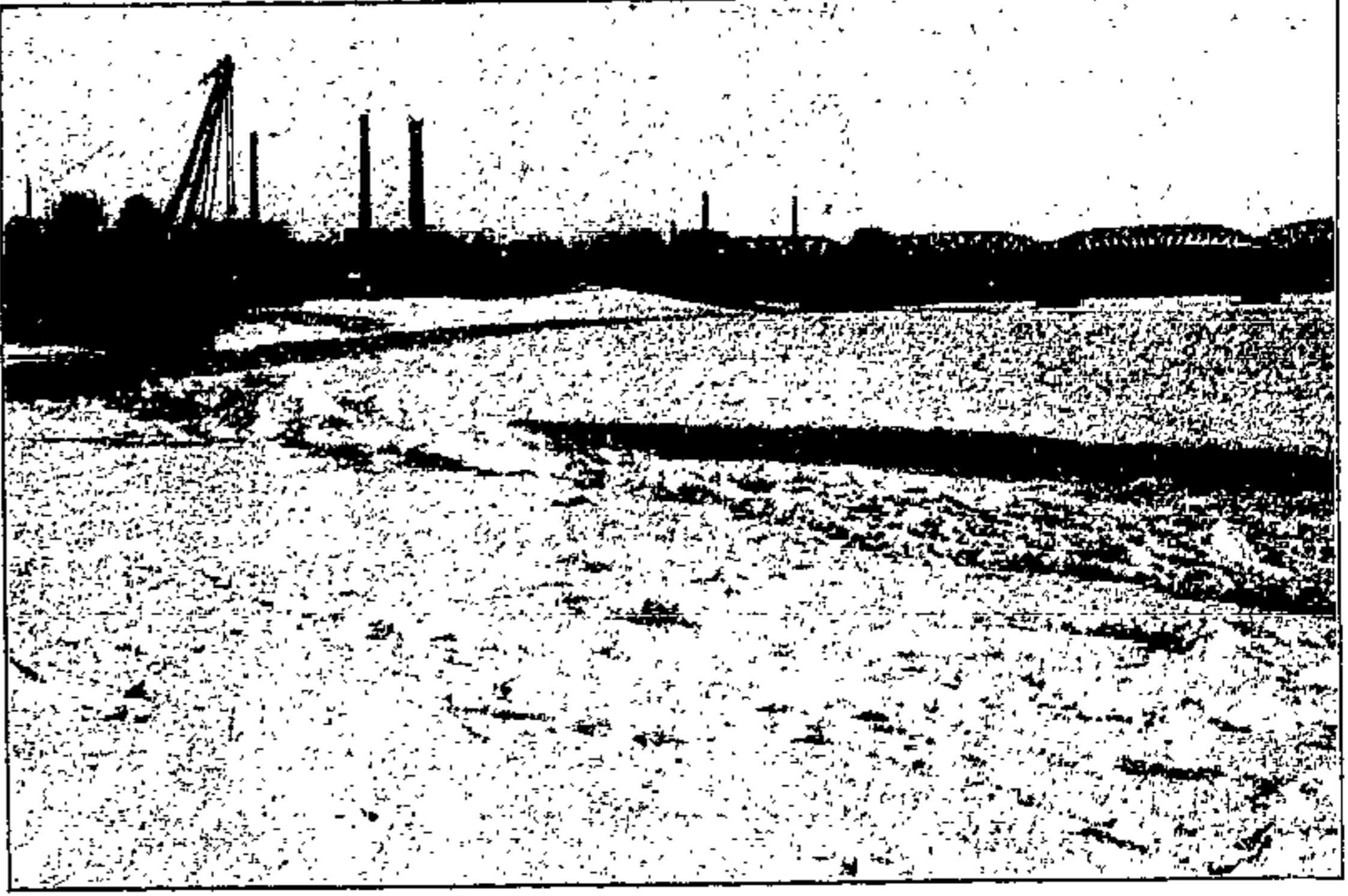
stein ein dünner Rauch sich in die klare Luft kräuselt, ist mitten im Hafen eingefroren, ihm zur Seite liegen einige kleinere Fahrzeuge. Daneben blinken die schnee-weißen Tanks der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft und die hoch aufgestapelten Tonnen mit ihrem scharfen Geruch.

Die Leuchterpflanze ist ein zierliches Ampelgewächs, das die Beachtung aller Blumenfreunde verdient. Wer in der Blumenpflege bewandert ist, dem fällt es nicht schwer, diese Pflanze im Zimmer zu pflegen. Im Sommer kann sie sogar ins Freie in

Minute laufen und dabei 1000 Touren machen würde. Sie benötigt einen Kohlen säurebehälter, der 17 Zentimeter in der Länge und etwa 4,5 im Durchmesser hätte. Im allgemeinen darf man beim Bau solcher Maschinen, mehr noch bei deren Kauf, nur möglichst pessimistisch denken. Der neueste Miniaturmotor ist die getreue Kopie des Fahrradmotors mit Benzolbetrieb, also ein leibhaftiger Explosionsmotor von Zwerghabitionen! An die Anfertigung eines solchen ist selbstverständlich soviel Mühe zu verwenden, daß der Preis nicht eben billig ausfallen kann. Ein nur acht Zentimeter in der Totalhöhe messender, stehender Benzolmotor mit 30 Millimeter Kolbenhub, 16 im Durchmesser, vermag mit einem Zylinder bei 3000 Touren immerhin 0,1 PS etliche Minuten zu liefern. — n.



Vereister Hafen einer Koylauer Werft.



Werft und Eisbrücke bei Koylau.

Gemüt steht am Ufer und ruft und warnt und winkt zur Umkehr. Vor dem anderen Ufer klappt eine große, sich lang hinziehende Spalte, in deren Mitte gurgelnd die Wasser brodelt. Also wieder zurück! Am diesseitigen Ufer entlang zieht sich ein meterbreiter, spiegelblauer Eisstreifen. Auf diesem aufwärts gleitend und schusselnd erreicht man Walltowshafen. Die Eisdecke wird schmutziger, je näher man an die Hafenanlagen kommt. Puzwolle, verbrauchtes Blechgeschirr, Bierflaschen, Ruß- und Kohlenflecke sind untereinander eingefroren. An einer spiegelglatten Fläche unterm Eise sichten wir eine Zeitungsnummer, des „Hamburger Echo“. An Kränen und Schuppen geht es vorüber. Nach einigen Schritten ist die Muldenbindung erreicht. Unter unseren Füßen vermischen sich die Fluten der Mulde

leicht schattige, warme Lage kommen; im Winter ist die Pflanze mit 8 Grad Wärme vollauf zufrieden. Sie blüht den ganzen Sommer über, bis tief in den Winter hinein. Schon die Form der Blüte ist auffällig, sie erinnert an einen Leuchter oder an eine moderne elektrische Lampe; daher trägt sie auch ihren Namen. Die Blätter ähneln Alpenveilchenblättern in Form und Farbenzeichnung. In den Blattachsen bilden sich kleine Knöllchen, die für die Pflanze von zweifachem Werte sind. Einmal dienen sie als Wasserspeicher, was der Pflanze in ihrer Heimat sehr willkommen sein muß. Und dann schlagen diese Knollen, sobald sie mit feuchter Erde in Berührung kommen, Wurzel, wodurch sowohl die Ernährung als auch die Fortpflanzung gefördert wird. Die laternenartigen Blüten

Minute laufen und dabei 1000 Touren machen würde. Sie benötigt einen Kohlen säurebehälter, der 17 Zentimeter in der Länge und etwa 4,5 im Durchmesser hätte. Im allgemeinen darf man beim Bau solcher Maschinen, mehr noch bei deren Kauf, nur möglichst pessimistisch denken. Der neueste Miniaturmotor ist die getreue Kopie des Fahrradmotors mit Benzolbetrieb, also ein leibhaftiger Explosionsmotor von Zwerghabitionen! An die Anfertigung eines solchen ist selbstverständlich soviel Mühe zu verwenden, daß der Preis nicht eben billig ausfallen kann. Ein nur acht Zentimeter in der Totalhöhe messender, stehender Benzolmotor mit 30 Millimeter Kolbenhub, 16 im Durchmesser, vermag mit einem Zylinder bei 3000 Touren immerhin 0,1 PS etliche Minuten zu liefern. — n.